

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1951)

Artikel: Widmann und der Thunersee
Autor: Schaer-Ris, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096541>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WIDMANN UND DER THUNERSEE

VON DR. A. SCHÄER-RIS, SIGRISWIL

Wenn J. V. Widmann heute noch lebte, würde er seine Ferien und das Wochenende vielleicht nicht mehr am Thunersee verbringen. Ganz sicher nicht in der Nähe der Seeuferstrasse, auf der er früher so oft mit seinem Hündchen anzutreffen war. Er würde sich abseits verziehen und aus der Distanz den See und seine berühmten Uferpartien mit dem umgekehrten Feldstecher bespiegeln. Hingegen würde er sich als Feuilletonredaktor des »Bund« mit Vehemenz für den Pilgerweg, die Reservate Weissenau, Gwatt und Gunten sowie die Verkehrsverbesserungen am rechten Seeufer, die Restauration von Schloss und Kirche in Spiez etc. eingesetzt haben, vielleicht sogar für die Sesselinbahn, wer weiss? Denn, obwohl er selber dem Verkehrslärm und der Masse sorgfältig aus dem Wege ging, freute er sich immer ehrlich darüber, wenn der Bergbevölkerung neue Verdienstmöglichkeiten erschlossen wurden.

*

»Rektor Müslins« Schulausflüge ins Berner Oberland — (so lautete einer der Decknamen Widmanns) — und damit die erste Fühlungnahme mit dem Thunersee, begannen mit seiner Wahl als Direktor der Einwohnermädchenschule (Höhere Töcherschule) in Bern im Jahre 1868. Er war damals 26 Jahre alt und schon Familienvater. Auf diesen Schulausflügen lernte er das Oberland bis in seine letzten Winkel und Falten hinein kennen und lieben. Und zwar insbesondere von seiner idyllisch-romantischen Seite her, die sich in den Tälern, an den Seen und auf den Pässen am herrlichsten entfaltet. Auf die Hochtouristik musste er infolge seiner nicht gerade kräftigen Körper-

konstitution verzichten. Er liebte jedoch die Standorte, wo man, mit den Füßen auf sicherem Kulturboden stehend, den Kopf in heroischer Gletscherluft baden konnte.

Diese Ausflüge gaben Widmann jeweilen Gelegenheit, sich den nächsten Ferienaufenthalt zu wählen, von dem aus er dann seine »Spaziergänge in die Alpen« unternahm, von denen er nachher seinen Lesern so amüsanter zu berichten wusste. Er liebte es anfänglich, diesen Standort stets wieder zu wechseln, und erst später konzentrierte er sich immer mehr auf den Thunersee, nicht zuletzt auch aus praktischen Gründen. Die relative Nähe von Bern erlaubte es ihm jederzeit, auch schon für das Wochenende mit seiner Familie oder mit seinen Freunden rasch eine »Robinsonade« am oder auf dem Thunersee zu improvisieren.

Bei Anlass einer solchen zog er sich (1876) ein dauerndes Gehörleiden zu, das ihn fortan sehr behindern sollte. Es geschah nach einer Entenjagd mit seinen Freunden Munzinger, Valentin (Hausarzt) und dem deutschen Literaten Lohmeyer und zwar beim Picknick vor den Beatushöhlen. Beim Manipulieren mit der Flinte entlud sich ein Schuss und verschaffte ihm einen Riss im linken Trommelfell.

*

»Das vernünftige gemeinnützige Lehrerdasein« in Bern, wie sich Widmann ausdrückt, wurde ihm allmählich zur Last, indem es seine literarischen Talente zu ersticken drohte. Dazu kamen die immer heftiger werdenden Anfeindungen von Seiten einer orthodoxen Gegnerschaft, die den Schuldirektor der Irreligiosität und des Voltaireanismus beschuldigten und schliesslich zu seiner Sprengung führten.

Widmann war der Sohn eines aus dem österreichischen Kloster Heiligenkreuz bei Wien entsprungenen Mönchs, der sich mit einer Wienerin verheiratete und hernach als reformierter Pfarrer von Liestal daselbst, wie es heisst, ein »Wiener Pfarrhaus in der Schweiz« einrichtete. Hier verlebte der junge Josef Viktor seine glücklichen Knabenjahre (vergl. sein Büchlein »Das Pfarrhausidyll«) und wurde der Keim zu seiner späteren liberalen, diesseitsfreudigen Weltanschauung gelegt. Er studierte Theologie, übte jedoch das Amt eines Pfarrers nur kurze Zeit aus, um in das Schulamt hinüberzuwechseln. Mit seiner Nichtwiederwahl im Jahre 1880 hängte er auch den Schulmeisterrock an den Nagel. Der theologisch-pädagogische Lebensabschnitt war beendet; es folgte derjenige des Journalisten und Dichters.

*

»In dem Landhaus Stampbach am Thunersee werde ich der Situation nach einen schweizerischen Robinson vorstellen, in Wirklichkeit aber sehr fleissig arbeiten, um mich auf eine künftige Stellung vorzubereiten«, schrieb Widmann an seinen Studienfreund Vögelin. Und an Baechtold: »Ich freue mich darauf, und meine Widersacher wissen gar nicht, was sie mir im Grunde Gutes angetan haben.«

Der Umzug erfolgte am 1. April 1880: »Es war die reine Robinsonade, als ich, auf dem Verdeck des Holzschiffes stehend, anlegen liess (und) bei unserem Hause die Kinder am Strande vor Vergnügen tanzten, die Hunde bellten, die Katzen miauten.« Seiner Schwester Anna in Russland schildert er sein Exil am Thunersee mit folgenden Worten: » . . . Unbeschreiblich erfrischend ist es, die Alpen so dicht vor sich zu haben, da wir aus den Fenstern und von den Terrassen unseres Gärtchens sehen, wie drüben überm See der Schnee auf den höchsten Gipfeln schmilzt, der nun über die schwarzen, schroffen Felswände vom Niesen, Morgenberghorn, Abendberg usw. in zahllosen schimmernden Wasserbächen niederrinnt. Dazu der tiefblaue See! Man kann sich kein schöneres Exil denken, als meines.«

Widmann schrieb in jenem Stampbach-Sommer 1880 an seinem Buche »Rektor Müslins italienische Reise«, das noch im selben Jahre im Feuilleton der NZZ. erschien, kurz darauf als Buch herauskam und 1924 noch eine Neuauflage erlebte. Es war der Niederschlag einer Italienreise »zu Zweit«, nämlich des begeisterten »Rektors Müslin« (Widmann) mit einem fingierten nüchternen Realisten. Das Wechselspiel dieser beiden aufeinanderplatzenden gegensätzlichen Anschauungen über ein- und dasselbe Erlebnis gab Widmann Gelegenheit, seine wandlungsfähige Phantasie, seine romantische Ironie und heitere Lebenskunst spielen zu lassen. Der Blick in die Welt durch den Fensterrahmen dieses idyllischen Landhauses am Thunersee, diese »Guckkastenoptik« wie es Maria Waser nennt, war so recht nach dem Herzen des Dichters und für die Eigenart seiner Dichtung geradezu symbolisch (Rahmentchnik).

Widmanns publizistische Tätigkeit, die wir hier nicht erörtern wollen, hatte damals schon die Aufmerksamkeit weiter Kreise erweckt, so dass er nicht lange seine ländliche Verborgenheit geniessen konnte. Die Universität Bern verlieh ihm kurz nach seiner Nichtwiederwahl den Doktorgrad ehrenhalber. Seine dortigen Freunde und Gönner Bundesrat Schenk und Erziehungsdirektor Bitzios (Sohn Gott-helfs) werden dabei nicht unbeteiligt gewesen sein. Und schon Ende April erschien im Stampbach der damalige Chefredaktor des »Bund« und unterbreitete ihm »zwischen Schabziger und persischem Insekten-

pulver«, wie J. V. W. sagte, einen Vertrag als Feuilletonredaktor dieser Zeitung, den er unter gewissen erleichternden Bedingungen mit Amtsantritt auf den Herbst des Jahres akzeptierte, und dem er bis zu seinem im Jahre 1911 erfolgten Tode die Treue hielt.

*

Mit dem Hündlein und dem Notizbuch unterwegs. Dieser Vertrag, der ihn, den Dichter, dreissig Jahre lang unter die Fron einer Zeitung beugte, bedeutete nicht nur für ihn selbst ein Schicksal, sondern auch für das Bernervolk und im letzten Sinne sogar für die ganze Schweiz, wie es Kenner versichern. Aus dem bunten Strauss schmückender Beiwörter, mit denen Widmanns Wirken an dieser Zeitung bedacht wurde, seien nur diese wenigen herausgegriffen: »Kulturwart der Schweiz« (Fränkel) — »Literaturpapst« (Bührer) — »Literarischer Erzieher« (Korrodi). Der Vertrag zwischen »Schabziger und Insektenpulver« im Stampbach wurde von einem Wissenden unterzeichnet. Er wusste, was ihm wartete. Die beiden ironischen Worte sprechen davon — und der 38jährige Widmann war kein Neuling im Journalismus. Er war tatsächlich ein geborner Journalist und übte das Amt mit Begeisterung und Hingebung aus. Es lag ihm, »täglich der Zeit den Puls zu fühlen« (Stegemann) und seinen Befund einem grossen und immer grösser werdenden Leserkreis mitzuteilen. Dabei blieb ihm der Thunersee bis ans Ende ein kraftspendendes Refugium, in das er sich jederzeit rasch aus dem Drang der Redaktionsgeschäfte zurückziehen konnte. Hierin ist der wichtigste Anteil zu suchen, welchen der Thunersee an Widmanns imponierendes Werk spendete und nicht in den gelegentlichen Feuilletons, die er über diese Landesgegend schrieb. Er war kein Propagandist im Sinne des Fremdenverkehrs. Immerhin nahm er regen Anteil daran und begrüsst Verkehrsverbesserungen und wehrte sich energisch und erfolgreich in seiner Zeitung gegen die Verschandelung der Natur. Er ist es, der 1905 den »Heimatschutz« ins Leben rief; von ihm stammt auch das Wort.

Reizvoll müsste es sein, in seinen dichterischen Werken dem Thunersee »nachzuspüren«. So spielt z. B. die zweite Hälfte des immer noch sehr lesenswerten Romans »Die Patrizierin« — ohne Namensnennung — am linken Ufer des untern Thunersees. Von andern Werken, wie z. B. die »Muse des Aretin« (1902), der »Heilige und die Tiere« (1905), wissen wir, dass der zündende Funke ihrer Konzeption in einem Ruderschiffchen auf dem Thunersee aufblitzte.

Was Widmann, der Journalist, täglich ins »Fass der Danaiden« zu giessen hatte — so nannte er seine Feuilletons, die z. T. unter diesem

Titel in Buchform herauskamen — das erlebte er vorher wandernd, begleitet von seinem Hündchen und seinem Notizbuch. Es sollen deren über ein halbes Hundert im Nachlass vorhanden gewesen sein. So hat man ihn auch hier am Thunersee gekannt, insbesondere auf den Spazierwegen zwischen Gunten und der Beatenbucht und anderwärts, immer von seinem Hündchen begleitet, mit dem er wie mit einem Menschen Konversation führte, zuweilen stillstehend, um eine Eintragung ins Notizbuch zu machen. Oder man sah ihn rudern draussen auf dem See in Gesellschaft seines treuen Begleiters. Eines dieser Hündchen hatte er »Argos« getauft. Der Name stammt aus der »Odyssee«: Argos, der Hund des Odysseus, war das einzige Lebewesen, das seinen Herrn bei dessen Heimkehr nach siebenjähriger Irrfahrt auf dem Mittelmeer gleich wiedererkannte.

Ein ähnliches Verhältnis herrschte auch zwischen Widmann und seinem Argos. Als sich die beiden auf einer Wanderung über den Eigergletscher verloren, und Widmann anderntags schweren Herzens allein nach Bern zurückreisen musste, trauerte er um ihn, wie um einen dahingegangenen Freund. Plötzlich, nach drei Tagen, kratzte es an der Türe, und der treue Argos stand halb verhungert draussen und sprang mit wildem Freudengeheul an seinem geliebten Meister empor. Er hatte den Weg von Grindelwald nach Bern allein zurückgefunden. Und schlief dann wieder, wie gewohnt, im Papierkorb des Feuilletonredaktors zwischen weggeworfenen Manuskripten aus der Feder zweitrangiger Skribenten.

Die erste der Wanderfahrten in dem Bande »Spaziergänge in den Alpen« beginnt wie folgt:

»Wir sind eigentlich unser zwei und verfügen zusammen über sechs Füsse wie ein richtiger Hexameter. Ich bin ich, er ist ein Hund, ein rothaariger Schnauzer. Unser Verhältnis ist das einer guten Regierung zum Volke. Die Regierung — meine Wenigkeit — bildet sich nur ein, zu regieren, in Wirklichkeit tut sie, wie das Volk will. In diesem Falle will das Volk — der rote Schnauzer — nichts wissen von Eisenbahnen. Folglich fahren wir nicht Eisenbahn, sondern gehen zu Fuss. Das Volk will es; das Volk wedelt vor Vergnügen, dass ihm die Regierung, die ihrerseits lieber die bequeme Eisenbahn benützen würde, in diesem Hauptpunkte nachgibt. Von Bern ins Wallis über Belp . . . es ist schändlich altväterisch und Bekanntes, die mir begegnen, halten mich für verrückt. Aber was tut eine tit. Regierung nicht fürs Volk!«

Mit Widmann ist einer der letzten Fussgänger ins Grab gesunken. Und auch seine zahlreichen Berichte über Wanderungen am Thuner-

see sind — weil nicht in die Sammelbände aufgenommen — nur noch im »Bund«-Archiv oder privaten Schubladen zu finden. (Anregung: Eine künftige Nummer unseres Jahrbuches mit Thunersee-Feuilletons von J. V. W.!)

*

»Gott segne die Dichter und drehe den Schriftgelehrten den Hals um.« (J. V. W. im »Bund« 6. Oktober 1903). Von Zeit zu Zeit entlud sich Widmanns Unwille über sein Rezensentendasein dammbruchartig in solchen Kraftausdrücken. Oefter noch in Briefen an seine Freunde, als in der Zeitung. Da liest man von »Lebendig begraben sein«, vom »Untertauchen in die Versenkung des literarischen Tintenfass«, von der Qual, »immer nur in den Gedankengängen anderer zu leben« und »dem Novitätensturm ausgesetzt zu sein« etc. Dann war es Zeit zu fliehen und einstweilen wieder dem Dichter das Wort zu lassen. Etwa zu seinem alter ego, dem »Rektor Müsli« in Merligen, mit dem er auf der Terrasse des Hotels Beatus eine Flasche leerte und über Nietzsche debattierte, der gerade an der Tagesordnung war und die Welt in Aufregung versetzte. Obwohl Gegner von Nietzsches Herrenmenschenmoral, wie in Widmanns »Jenseits von Gut und Böse« zu lesen ist, bewunderte er dessen dichterische Begabung und verteidigte ihn gegenüber »Müslins« Einwänden mit dem Hafis-Zitat: »Sing mir nicht die alte Leier, singe mir unendlich freier.«

Die Sommerferien 1900 brachte Widmann in Leissigen zu. Von dort aus schrieb er an seinen Freund Dr. theol. Linder in Lausanne: »Ich habe mich wieder einmal in einen recht grossen dramatischen Angelhaken verbissen. Mein Fleisch bäumte sich anfangs sehr gegen die Aufgabe auf wie ein Dromedar, das sich gegen die zu grosse Last sträubt . . .«

Und welches war dieser Angelhaken? — »Meinen eigenen Zustand: Die Sehnsucht eines Journalisten nach echtem Dichterschaffen — habe ich in eine der merkwürdigsten Renaissancegestalten projiziert, in Pietro Aretino. Er soll der Gegenstand einer Art Komödie werden, welche darstellt, wie ein Mann seinesgleichen bei noch so grossem Talent umsonst versucht, das Höchste in der Kunst zu erreichen, weil er die wahre Grösse der Gesinnung und des künstlerischen Ernstes nicht aufbringt.«

Daraus wurde das Drama »Die Muse des Aretin«, von dem Widmanns Freund Spitteler erklärte, es sei das Beste, was er je geschrieben habe. Das war allerdings noch vor dem Erscheinen des »Heiligen und die Tiere«.

Es bedeutete für Widmann eine grosse seelische Entlastung, das ans Tragische streifende Problem des Dichter-Journalisten einmal frei gestaltet und vor sich hin auf die Bühne gestellt zu haben. Vom Bühnenerfolg, der z. B. in Meiningen, Basel und Zürich recht ansehnlich war, liess sich Widmann jedoch nicht täuschen. Er wusste, dass er als Spätromantiker nicht mehr recht in die Zeit des konsequenten Naturalismus (Hauptmann — Sudermann etc.) hineinpasste und der Beifall mehr seiner Person als dem Stück galt. Er schrieb an Spitteler nach der Aufführung in Meiningen 1902: »Uebrigens waren wir gestern beim nächtlichen Souper nach der Vorstellung beim Herzog alle sehr lustig, wie ja das allerdings hie und da auch bei ländlichen Begräbnisschmausereien vorkommen soll.« Und auf die durchwegs »freundlichen« Rezensionen in den Zeitungen anspielend: »Meinen Ohren klang der Beifall zu dünn; aber ich bin ja schwerhörig.«

Als Buchdrama hat die »Muse des Aretin« ihren künstlerischen Wert nicht verloren und gehört zu Widmanns bedeutendsten Leistungen.

*

»Wenn du das vollendet, wirst du sterben.« Gemeint ist Widmanns Meisterwerk »Der Heilige und die Tiere«. Es war am 23. Sept. 1903, als der Dichter — einsam im Ruderschiffchen auf dem Thunersee sich treiben lassend — Idee und Hauptumrisse der Handlung dieser Dichtung plötzlich wie eine Vision vor sich sah. Als ob er in einem höheren Auftrag handelte, nahm er Stift und Notizbuch hervor und schrieb ein Gedicht hinein, gleichsam ein Gelübde, diesen Auftrag anzunehmen und durchzuführen. Die Schlussverse dieses Gedichtes lauten:

»Wenn du das vollendet, wirst du sterben
Und verstehen, dass die letzte Not
Deinem Werk das Siegel muss erwerben:
Bruderkuss der Kreatur im Tod.«

Von früher Kindheit an trug Widmann das tiefe Mitleid mit der Tierwelt in sich. Es verstärkte sich mit zunehmendem Alter bis zur Anklage gegen Gott, der diese Welt so unvollkommen geschaffen. Er brauchte dabei sogar den Ausdruck »Weltschöpfungspuscherei«. Hier nun im Ruderboot auf dem Thunersee einsam treibend — über sich das Himmelsgewölbe, unter sich die Untiefen des Wassers — formt sich ihm das Leiden zum Gedicht:

»Das ist nicht die Lust nur am Gestalten,
Jener ew'ge Promethidentrieb;
Das ist mit der Gottheit Zwiesprach halten
Ueber etwas, das sie schuldig blieb.«

Und das Gedicht bringt dem Dichter die Versöhnung, wie er sie in seinem unsäglich ergreifenden Lied der »Blaudrossel« zum Ausdruck gebracht hat: Die Versöhnung mit dem Schöpfer, der die Welt — trotz allem — so schön gemacht. (»Der Heilige und die Tiere«, S. 161.)

*

»Dort, wo die Aare sanft dem See entgleitet«, — so beginnt Widmanns Gedicht die »Thunersonate« — steht das nunmehr von wildem Verkehrslärm umbrandete Brahmsdenkmal: Eine von Hermann Hubacher geschaffene Bronzestatue, ein feingliedriges, seeaufwärts horchendes Mädchen. Der Bildhauer mag die Idee aus jenem Gedicht geschöpft haben. Darin vernimmt man von drei elfenkleinen Rittern, die, vom Fusse des Niesen herkommend, dem fernher gewehten Klang eines Saitenspiels folgend, ähnlich den drei Weisen aus dem Morgenlande, den See abwärts rudern, um das neugeborne musikalische Wunderkind aufzusuchen. Und nun begegnet ihnen am Ausfluss der Aare ein von Libellen gezogener Feennachen, darinnen ein »blondes, feingliedriges Mädchen« die vernommene Melodie singt. Die Ritter staunen der holden Erscheinung nach: »Leb wohl, du schönes Wunder dort im Nachen, du wonnesame, süsse Melodei! — Du hast dies Land mit deinem Liede zu neuem Ruhm geweiht.«

Brahms hat, um seinem Freunde Widmann nahe zu sein, drei Sommer in Thun zugebracht (1886, 1887, 1888). Er wohnte im Hofstettenquartier, nahe dem Ort, wo jetzt das Denkmal steht. Die drei Werke, die er hier komponierte (Sonate für Cello und Klavier Opus 99; Sonate für Violine und Klavier Opus 100, Thunersonate genannt, und Trio für Klavier, Violine und Cello Opus 101), wurden im Hause Widmanns in Bern uraufgeführt.

Ueber die Freundschaft dieser beiden Männer hat Widmann selber ein unendlich feines und anziehendes Erinnerungsbüchlein geschrieben: »Brahms in Erinnerungen«. Widmann verfügte über eine aussergewöhnliche Fähigkeit der Freundschaft, die ihn über menschliche Schwächen und selbst — wie im Falle Brahms — über gelegentliche schrullenhafte Grobheiten und reichsdeutsche Anmassung einfach hinwegsehen liess. Seine Treue und seine Gabe der Anerkennung kannten keine Grenzen, wo es sich um ausserordentliche Leistungen handelte, wie bei Brahms und Spitteler.

»Was war das für ein Sommer für mich und die Meinen! In der Nähe dieses grossen Menschen atmeten wir alle etwas wie heilige olympische Luft. Und wenn er uns vollends spielte! Wenn der Löwe ein Bachpräludium und Fuge über uns ergehen liess! Oder die zarte-

sten Variationen von Schubert oder — selten leider! — seine eigenen Sachen! . . . Und wie lieb, wie traulich ist dieser Brahms! Wie fühlte er sich ganz als Familiengenosse, so dass er den Mädchen beim Tischdecken half und meine Frau mit Kochrezepten unterstützte. Ich musste bei so vielem, was er tat, an Goethe denken. Dasselbe grosse Menschentum, das die ganze Skala humaner Regungen von den einfachsten Tagesbedürfnissen bis zum höchsten Ausdrucke in der Kunst umfasst . . .« (Brief an Henriette Feuerbach).

Ohne Widmann kein Brahms in Thun. Ein edler Mensch zieht edle Menschen an, und die Stätte bleibt geweiht, die ein solcher betrat. Die »Thunersonate«, schreibt Widmann, »bleibt doch unsres Landes, hier geboren an dieses klaren Flusses Wellenspiel.«

*

Das unvollendete Widmann-Porträt Hodlers. — Hodler ist als Porträtmaler umstritten. Wenn man sich die Porträts vergegenwärtigt, die er von Lachenal, Spitteler und Wille z. B. geschaffen hat, von Persönlichkeiten, die jedermann kannte, so ist man von ihnen zunächst enttäuscht. Das Gefühl der Starre, der intellektuellen Abstraktion drängt sich auf. Ein einziger, bestimmter Charakterzug wird gewaltsam hervorgehoben, hinter welchem alle andern verschwinden. Es mutet an wie eine von aussen her aufgezwungene Maske. Man vermisst die von innen durchleuchtende Seele, die menschliche Wärme und Anteilnahme. Beim Widmann-Porträt ist dies ganz besonders der Fall. Es ist in der Skizze stecken geblieben. Hodler hat diesen Mann der dauernden Wandelbarkeit, der Gegensätze und des Widerspruchs nicht begriffen. Widmann war nicht auf einen einzigen Nenner zu bringen. Er ist dem Maler bei den Sitzungen oft eingeschlafen, so dass das Werk vorzeitig abgebrochen werden musste. Das Nichtverständnis beruhte indessen auf Gegenseitigkeit. Die Ursache lag tief in der Unterschiedlichkeit beider Charaktere und in ihren Kunstprinzipien begründet, welche sie vertraten. Widmann nannte sich selber einen Epigonen und Spätromantiker, Hodler dagegen war ein Neuerer, ein Umstürzler. Wohl witterte Widmann sein Genie und hat es — nicht uneingeschränkt zwar — aber entschieden vor der Oeffentlichkeit unterstrichen. Aber es kam nicht so ganz von Herzen; es missfiel ihm die Gewaltsamkeit der Hodler'schen Bilder, das Skizzenhafte. Ihm, dem Liebhaber der feinen Zwischentöne, der geistreichen Einfälle konnten Hodlers ungebrochene Töne und die Verachtung der Details letzten Endes nicht zusagen. Das Verhältnis zwischen beiden gedieh nicht zur Freundschaft, es blieb in der gegenseitigen Achtung stecken.

Im Jahr 1887 veranstaltete Hodler in Bern eine Ausstellung, in einem Zeitpunkt, da die breite Öffentlichkeit noch ganz gegen den Maler eingestellt war. Hodler wusste, was ein anerkennendes Wort Widmanns in der Zeitung bewirken konnte und suchte ihn, der gerade in der Beatenbucht (Villa Beata) in den Ferien weilte, auf. Er traf ihn unterwegs auf der Strasse in Gesellschaft von Brahms. Wir wissen nicht, was alles für Blitze die geistgeladene Atmosphäre dieses Heroentrios durchzuckten. Sicher ist, dass der Ausstellungskatalog zu berichten gab, worin man den Titel von Hodlers Gemälde »Les âmes déçues« mit »Trübsalbläser« übersetzt hatte. (Der offizielle deutsche Titel lautet bekanntlich »Die Enttäuschten«.) Dieser Fauxpas mag dazu beigetragen haben, dass sich Widmann in der Zeitung eingehend und grösstenteils anerkennend mit der Ausstellung befasste, wie er dies auch später bei Anlass der Genfer Ausstellung gegenüber dem angefochtenen Bild Hodlers »Die Nacht« getan hat.

Inzwischen ist dann Widmanns Sohn Fritz bei Hodler in die Lehre gegangen und einer seiner namhaften Schüler geworden. In seinem Büchlein »Erinnerungen an Ferdinand Hodler« weiss er Köstliches von ausgelassenen Ferientagen in Merligen in Gesellschaft von Hodler und dem Bildhauer Rodo von Niederhäusern zu erzählen, und wie es bei einer Tanzeten im Beatus beinahe zu einer Schlägerei gekommen wäre.

Diesem Erinnerungsbüchlein ist auch das unfertige Widmann-Porträt vorangestellt, und es wird Fritz Widmann gewesen sein, der es aus Verehrung zu dem grossen Meister veranlasste (1898).

Was Fränkel über J. V. Widmanns Haltung gegenüber dem ihm wesensfremden Naturalismus in der Literatur geschrieben hat, lässt sich ohne weiteres auch auf seine Haltung gegenüber der Kunst Hodlers übertragen: »Es ist bemerkenswert, mit welcher Besonnenheit Widmann seine Abneigung gegen die ihm fremde Richtung zu beherrschen und die echten Talente nach ihrem Werte zu würdigen verstand.«

Hodler dankte es ihm u. a. in einem Brief aus Genf mit folgenden Worten: »Der Artikel, den Sie im ‚Bund‘ der Nacht gewidmet, erfreute mich sehr, es ist in demselben das Wohlwollen, das ich zu schätzen mehrmals die Gelegenheit gehabt habe. — Sie haben in meinem Heimatlande, das mich so wenig kennt, und das ohne Oberrichter Bützberger und Sie ich für ein Feindland erachten müsste, meine Arbeit bekannt gemacht . . .« (28. 7. 1891).

Man erkennt hier die Brücke, über die Hodler, der einst vom Thunersee ausgegangen, später wenigstens vorübergehend dahin zu-

rückkehren sollte, um diese Landschaft in grossartigen Gemälden zu verewigen. Sie wurde von Widmann geschlagen.

*

Am besten von allen hat ihn Spitteler »gemalt«. — Begreiflich, denn ihre Freundschaft wurde in der Jugend geschlossen und dauerte bis zum Tode. Ausserdem war Widmanns Gattin Spittelers Tante. Kurze Zeit auch amtierte Spitteler als Lehrer an der »Widmannschule« in Bern. Kein Wunder also, wenn das Porträt, das er in seinem Aufsatz »Wenn Widmann ins Zimmer trat« von seinem Freunde entwarf, das Hodler'sche turmhoch übertraf. Schade nur, dass es raumeshalber hier nicht unverkürzt mitgeteilt werden kann. Wir lesen da eingangs: »Ich unterscheide zweierlei Menschen: Solche, die stets mit einer nüchternen Atmosphäre umgeben sind, so dass ihr Anblick wie Regenwetter verdriest und verkältet, und solche, deren blosser Eintritt schon wie Sonnenschein wirkt. Unter den letzten gibt es wieder verschiedene Naturen, zurückhaltende, deren lieblicher Kern sich erst nach einigem Beisammensein in Blick und Worten offenbart, und urwüchsig demonstrative, die jederzeit sofort mit dem vollen Freundschafts-orchester einsetzen. Zu diesen gehörte J. V. Widmann, und zwar vorn in die erste Reihe an die Spitze. Nie habe ich einen Menschen gekannt, der so wie er gleich bei seinem Erscheinen rundumher Freude weckte und den Lebensmut erfrischte; nicht anders, als ob er ein heilsames Elixier mitgebracht hätte. Schon im Vorraum erhob er mit seiner herzlichen Stimme einen schallenden Freundschaftslärm; man horchte auf, hörte jemand das Dienstmädchen befragen und das ihn anbellende Hündchen zärtlich begrüßen. ‚Widmann ist da!‘ erscholl der Jubelruf, und alles sprang fröhlich von den Sitzen. Dann trat er mit lautem Glücklachen und Glückhusten ins Zimmer, unartikulierte Freudenrufe der Begrüssung stotternd, und brauchte ein Weilchen, um aus der freudigen Aufregung des Wiedersehens zu sich zu kommen. Hernach auf die Erkundigung nach seinem Befinden, fing er meist an, kläglich zu seufzen ‚Ach Gott, elend genug!‘. Doch kaum hatte er das gesagt, so kam schon unversehens ein Geistesblitz aus seinem Munde oder eine verbindliche Artigkeit, welche die Gemüter und Gesichter erhellten . . .« Und so geht das weiter mit der Schilderung eines Menschen, der immer ganz Gegenwart war, alles in den Bann seiner Daseinsfreude zog und fähig war, die nebensächlichsten Dinge mit derselben Aufmerksamkeit zu behandeln, wie das Ausserordentliche, dessen Menschenfreundlichkeit, Gutherzigkeit und Geistigkeit einen Charme ohnegleichen um sich verbreiteten.

»Die Legende vom Glücksmenschen Widmann«. Der Ausdruck stammt von Maria Waser, die wusste, dass hinter diesem bezaubernden Gesellschaftsmenschen noch ein anderer Widmann zu finden war: ein leidender, ein mitleidender vor allem, ein entsagender, aber auch ein forschender Kämpfer gegen Unwahrhaftigkeit, Ungerechtigkeit und Anmassung. Er führte, wie man weiss, oft eine verdammt spitze Feder und scheute das Duell in der Zeitung nicht. Selbst nicht, wenn es gegen ein gekröntes Haupt auszufechten war. So wandte sich dieser demokratisch verschweizerte Oesterreicher einmal energisch gegen eine Kaiserrede Wilhelms II., was beinahe zu einem dauernden Bruch mit seinem Freund Brahms geführt hätte, dem »Reichssymphoniker«, wie ihn seine Gegner nannten (Klose). Er liebte die Einsamkeit ebenso sehr wie die Geselligkeit, vielleicht noch mehr. Denn immer war er unterwegs, auf der Flucht gleichsam vor der Gesellschaft, vor dem Unzulänglichen; unsäglich war seine Betrübnis über die »fahrlässige Schöpfung« (»Maikäferkomödie«, »Der Heilige und die Tiere«). Und es erinnert an Hodlers »âmes déçues«, wenn er im »Heiligen« von den Raben schreibt:

»Sie hocken längs der Kirchhofmauer still,
Wie Seelen, die das Leben hat betrogen
Und die nun warten, wann es enden will.«

Alles das spricht nicht für eine restlose Glückseligkeit; das Gerede darüber ist wirklich ins Reich der Legende zu verweisen.

*

»Nicht wie ein Photograph, sondern wie ein Maler ist der Verfasser ausgezogen und hat bei den Bildern, mit denen er seine Mappe füllte, vom Eigenen dazu getan. Die Menschen, denen er begegnete, hat er selten nur als Staffage behandelt, meistens lieber zum kleinen Genrebild benutzt, da schliesslich auch der Mensch in der Sennhütte oder auf der Alpenstrasse immer noch das interessanteste Problem bleibt.« — »Eine Reise ist für mich eine Kette von Ueberrumpelungen mit Gemütseindrücken, auf die ich freudig reagiere. Ein überraschter Mensch macht aber jedenfalls sein natürliches Gesicht.« So äussert sich Widmann im Vorwort zu den »Spaziergängen in den Alpen« über die Eigenart seiner Reiseschilderungen. Er »photographiert« nicht, wie z. B. auch viele Leser der »Patrizierin« meinten und hingingen an den Thunersee, um die Oertlichkeiten der Handlung und wenn immer möglich auch die menschlichen Modelle aufzustöbern. Aber es gelang ihnen nicht. Es könnte nämlich jeder beliebige Bergsee gemeint sein, wenn nicht hin und wieder ein zufällig fallen gelassenes Wort

den Strohhalme lieferte, an dem sich die Tatsachenschnüffler festklammern könnten. Und wenn Widmann in einem Feuilleton schreibt: »Die Bahnstation Spiez z. B. darf man getrost als einen der schönsten Punkte der Welt bezeichnen, ohne dass man hierfür, wie die Thuner, Alexander von Humboldt in Anspruch zu nehmen braucht« — so ist das nicht so furchtbar wörtlich zu nehmen, wie es leicht einem Verkehrsverein einfallen könnte. Ähnliche Bemerkungen hat Widmann über manchen schönen Ort fallen gelassen. Sie entsprachen der momentanen Eingebung des leicht entflammbar Dichters, wobei natürlich nichts gegen die wirklich schöne Sicht von Spiez aus gesagt sei. Oder wenn er die Ursache der schlechten Vor- und Nachsaison am Thunersee auf die mangelhaften Köche zurückführt, so kann das sehr wohl nur von einer versalzenen Suppe herrühren, die ihm gerade irgendwo serviert worden ist. Das kann dann zur Folge haben, dass er daraufhin den Kästelet im Justistal oder die »kulinarischen Mädchen der Kochschule Ralligen« nur umso mehr rühmt. Immer sind es bei Widmann die »Ueberrumpelungen mit Gemütseindrücken« — wie er selber sagt — von denen er sich auf seinen Wanderungen leiten lässt und die ihm nachher die Feder führen. Darin besteht der Reiz seiner Reiseschilderungen — im Formalen.

*

Der Titel »Widmann und der Thunersee« ist nicht sehr glücklich gewählt. Er sollte mehr nur als Blickfänger dienen. Denn Widmann hat diesen See nirgends, was man so sagt, »verherrlicht«. Er hat ihn einfach immer wieder erlebt, in ihm geatmet und sich ausgeruht, hier gelegentlich die glücklichen Einfälle zu seinen Werken bezogen. Zuerst, in den siebziger Jahren, hat er übrigens den Brienzersee bevorzugt und seine Ferienaufenthalte gerne nach Bönigen, Iseltwald und Brienz verlegt und erst von 1880 an, nach dem Stampbachsommer, das rechte Thunerseeufer gewählt. Es konnte deshalb auf diesen Blättern nicht so viel vom Thunersee gesprochen werden, wie es der Auftraggeber vielleicht gewünscht hätte; das Schwergewicht musste auf den Dichter verlegt werden. Der See war nur der Rahmen, in dem sich Widmann zeitweilig sehen liess. Ein Rahmen allerdings, den er über alles und bis zuletzt geliebt und bevorzugt hat, wie übrigens auch seine zwei Nachfolger als Feuilleton-Redaktoren am »Bund«: Hermann Stegemann und Hugo Marti.

Der Thunersee, als Ausgangspunkt zu den Alpentälern und Pässen, diente Widmann ausgezeichnet als Hauptquartier seiner Reisestrategie. Mit seinen zwei Gesichtern, dem ernsten im oberen Teil und dem

lachenden im untern, entsprach er vollkommen dem abwechslungsbedürftigen Naturell des Dichters. Und daher hielt er sich auch am liebsten dort auf, wo diese beiden Gesichter sich berühren: In der Nähe der gemeinsamen »Nase« bei Merligen, auf der — rote Alpenrosen blühen und — dicht daneben — das »Wideli von Oestrich«, einst die äusserste Reichweite der Macht von Widmanns Ursprungsland in dieser Gegend bezeichnete.

*

»Gunten, 14. Oktober 1911.« — ». . . In einigen Monaten bin ich siebzig. Und gerade diese letzten Wochen haben mir wieder — nach einem vortrefflichen Sommer (während welchem W. sein letztes Werk schrieb, »Der Kopf des Crassus«) — meine geringe Widerstandsfähigkeit bewiesen. Ein Katarrh, den mir Mitte September der Wettersturz brachte, hat sich in meine Bronchien eingenistet und will nicht weg; die letzten drei Tage lag ich fortwährend zu Bett. Ich will diesen Rekonvaleszentenbrief schliessen, bevor ich noch mehr Trübsal zu blasen anfangen . . . Meine Frau lässt sich bestens empfehlen. Der Glücklichen, die noch nie in ihrem Leben krank war, kann das Alter wenig anhaben. Am 12. dies waren wir 46 Jahre verheiratet. Und vertragen uns noch immer.« (Aus einem Brief an Max Kalbeck.)

Widmann hatte kurz zuvor noch die Nachricht von der Annahme seines »Kopf des Crassus« durch das Wiener Burgtheater erhalten, die Uraufführung erlebte er nicht mehr. Er starb am 6. November 1911 und seine Frau folgte ihm drei Wochen später im Tode nach. Spitteler: »Schliesslich verwuchs sie mit ihm dergestalt, dass beide wie eine einzige Persönlichkeit lebten und fühlten, und dermassen, dass, als er starb, sie sich einfach hinlegte und ebenfalls starb.«

Literatur

Elisabeth Widmann, J. V. Widmann, Ein Lebensbild, Erste Lebenshälfte. Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig, 1922.

Max Widmann, J. V. Widmann, Ein Lebensbild. Zweite Lebenshälfte. Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig, 1924.

Maria Waser, J. V. Widmann. Vom Menschen und Dichter, vom Gottsucher und Weltfreund. Eine Darstellung. In der Sammlung »Die Schweiz im deutschen Geistesleben«, herausgegeben von Harry Maync. Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig, 1927.

Jonas Fränkel, J. V. Widmann, drei Studien. Amalthea-Verlag Zürich, Leipzig und Wien, 1919.

Fritz Widmann, Erinnerungen an Ferdinand Hodler. Verlag Rascher, Zürich, 1918.

J. V. Widmann, Johannes Brahms in Erinnerungen. Neu herausgegeben und ergänzt von Willi Reich. Basel, Amerbach-Verlag, 1947.